

JOHN

*NOTIZEN
ZUM LEBEN AUF
DER ERDE*

**KOSTENLOSE
LESEPROBE**

GREEN

**WIE HAT IHNEN DAS
ANTHROPOZÄN BIS**

JETZT GEFALLEN?

HANSER



»ICH MÖCHTE DIE
WIDERSPRÜCHE
DES MENSCH-
LICHEN LEBENS
ZEIGEN, SO WIE
ICH SIE ERFAHRE.«

JOHN GREEN, geboren 1977, ist ein international bekannter, vielfach ausgezeichnete Autor. Er betreibt zusammen mit seinem Bruder Hank eines der weltweit erfolgreichsten Video-Blogs, die *Vlogbrothers*. Sein Podcast *The Anthropocene Reviewed* wird auf der ganzen Welt gehört. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Indianapolis.

JOHN GREEN

**WIE HAT IHNEN DAS
ANTHROPOZÄN BIS JETZT
GEFALLEN?**

Notizen Zum Leben auf der Erde

Aus dem Englischen von Henning Dedekind, Friedrich
Pflüger, Wolfram Ströle, Violeta Georgieva Topalova

Leseprobe

Carl Hanser Verlag

Titel der Originalausgabe:

The Anthropocene Reviewed: Essays on a Human-Centered Planet

New York, Dutton 2021

ISBN 978-3-446-27055-8

Copyright © 2021 by John Green

All rights reserved including the right of reproduction
in whole or in part in any form.

This edition published by arrangement with Dutton, an imprint of Penguin
Publishing Group, a division of Penguin Random House LLC.

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2021 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Nach einem Entwurf der Penguin Random House LLC

Autorenfoto: © Marina Waters 2017, Bearbeitung: Carl Hanser Verlag

Druck und Bindung: Gotteswinter und Aumaier GmbH, München

Printed in Germany

VOLLSTÄNDIGES
INHALTSVERZEICHNIS
DES BUCHES

Einleitung (Leseprobe)

You'll Never Walk Alone

Die zeitliche Verbreitung der Menschheit

Der Halleysche Komet

Unsere Fähigkeit zu staunen

Die Höhlenmalereien von Lascaux

Duftsticker

Diet Dr Pepper

Velociraptoren

Kanadagänse

Teddybären (Leseprobe)

Die Hall of Presidents

Klimaanlagen

Staphylococcus aureus

Das Internet

Academic Decathlon

Sonnenuntergänge

Jerzy Dudeks sportliche Leistung

am 25. Mai 2005

Die Pinguine von Madagaskar

Piggly Wiggly

Das Hot-Dog-Wettessen bei Nathan's Famous

CNN

Mein Freund Harvey

Die Yips

Auld Lang Syne

Fremde googeln

Indianapolis

Kentucky Bluegrass

Das Indianapolis 500

Monopoly

Super Mario Kart

Die Bonneville Salt Flats

Hiroyuki Dokis Kreiszeichnungen

Flüstern

Virale Meningitis

Pest

Wintermix

Die Hot Dogs von Bæjarins Beztu Pylsur

Die Notizen-App

Die Mountain Goats

Die QWERTY-Tastatur

Die größte Farbkugel der Welt

Platanen

»New Partner«

Drei Bauern auf dem Weg zum Tanz

Nachwort

Dank

Anmerkungen

Bild- und Textnachweis

EINLEITUNG

Mein Roman *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken* erschien im Oktober 2017, und ich war danach gleich den ganzen Monat mit dem Buch auf Lesereise. Wieder daheim in Indianapolis, bahnte ich einen Weg vom Baumhaus meiner Kinder zu dem kleinen Raum, in dem meine Frau und ich meistens arbeiten; je nach Weltanschauung ist dieser entweder ein Büro oder ein Schuppen.

Es war kein Weg im übertragenen Sinn, sondern wirklich ein Pfad im Wald. Ich rodete Dutzende von baumhohen Heckenkirschen, die in weiten Teilen von Zentral-Indiana immer mehr überhandnehmen, grub den überall wuchernden Efeu aus, streute den Weg mit Rindenmulch und fasste die Kanten mit Backsteinen ein. Ich war täglich zehn oder zwölf Stunden beschäftigt, fünf oder sechs Tage die Woche, einen Monat lang. Als ich schließlich fertig war, stoppte ich, wie lange ich von unserem Büro bis zum Baumhaus brauchte. Acht-

undfünfzig Sekunden. Ein Waldspaziergang von achtundfünfzig Sekunden hatte mich einen vollen Monat gekostet.

Eine Woche nach der Fertigstellung des Wegs kramte ich in einer Schublade nach einem Labello, als ich plötzlich und ohne Vorwarnung das Gleichgewicht verlor. Die ganze Welt kippte und begann sich zu drehen. Mit einem Mal war ich eine winzige Nussschale auf tosender See. Meine Augen zuckten in den Höhlen und ich musste mich erbrechen. Ich kam ins Krankenhaus, und meine Welt drehte sich noch wochenlang weiter. Schließlich wurde bei mir eine Labyrinthitis festgestellt, eine Entzündung des inneren Ohres mit einem wunderbar klangvollen Namen – trotzdem eindeutig eine Ein-Sterne-Erfahrung.

Zur Genesung musste ich wochenlang im Bett bleiben, konnte weder lesen noch fernsehen, noch mit meinen Kindern spielen. Mir blieben nur meine Gedanken – mal trieben sie über einen schlaftrunkenen Himmel, dann wieder jagten sie mir mit ihrer Beharrlichkeit und Omnipräsenz wilde Schrecken ein. Wäh-

rend dieser langen, stillen Tage reisten meine Gedanken überallhin und durchstreiften die Vergangenheit.

Die Schriftstellerin Allegra Goodman wurde einmal gefragt: »Wer, finden Sie, sollte Ihre Lebensgeschichte schreiben?« Sie antwortete: »Wie es scheint, schreibe ich sie selbst, aber da ich Romanautorin bin, ist alles verschlüsselt.« Für mich fühlte es sich inzwischen so an, als glaubten manche Leute, sie besäßen den Schlüssel. Sie nahmen an, ich teilte die Weltanschauung der Hauptfiguren eines Buchs, oder sie stellten mir Fragen, so als *wäre ich selbst* der Protagonist. Ein berühmter Moderator fragte mich im Interview, ob auch ich beim Küssen Panikattacken hätte wie die Erzählerin in *Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken*.

Durch meinen offenen Umgang mit meiner psychischen Erkrankung hatte ich solche Fragen natürlich provoziert, es strengte mich aber immer mehr an, im Zusammenhang mit erdachten Geschichten so viel über mich selbst zu sprechen, und außerdem tat es mir nicht gut. Ich antwortete dem Interviewer, nein, ich

habe keine Angst beim Küssen, aber ich leide unter Panikattacken und die sind extrem beängstigend. Während ich das sagte, kam ich mir wie von mir selbst abgetrennt vor – als ob ich nicht mir selbst gehörte, sondern mich im Austausch gegen gute Presse verkaufte oder zumindest vermietete.

Während ich mich von der Labyrinthitis erholte, wurde mir klar, dass ich nicht mehr verschlüsselt schreiben wollte.

Im Jahr 2000 arbeitete ich einige Monate lang als studentischer Seelsorger in einem Kinderkrankenhaus. Ich war damals am theologischen Seminar eingeschrieben und wollte Pfarrer der Episkopalen Kirche werden, ließ diese Pläne aber während der Zeit im Krankenhaus fallen. Ich kam mit dem Verheerenden, das ich dort sah, einfach nicht klar. Das ist bis heute so. Stattdessen ging ich nach Chicago und arbeitete als Schreibkraft für Zeitarbeitsfirmen, bis ich schließlich bei *Booklist*, einer 14-tägig erscheinenden Literaturzeitschrift, eine Stelle in der Datenerfassung ergatterte.

Ein paar Monate später bekam ich die Chance zu meiner ersten Buchkritik, als mich eine Lektorin fragte, ob ich gerne Liebesromane lese. Wahnsinnig gern, antwortete ich, und sie überließ mir einen Roman, der im London des 17. Jahrhunderts spielt. Während der folgenden fünf Jahre besprach ich für *Booklist* Hunderte von Büchern – von Bildbänden über Buddha bis zu Gedichtsammlungen – und entwickelte dabei eine Faszination für das Format der Rezension. Bei *Booklist* waren die Besprechungen auf 175 Wörter limitiert, also hatte jeder einzelne Satz vielfältige Aufgaben zu erfüllen; das Buch musste ja vorgestellt und gleichzeitig analysiert werden, Lob und Bedenken in enger Nachbarschaft koexistieren.

Bei *Booklist* gibt es keine abschließende Bewertung nach einer Fünf-Sterne-Skala. Warum auch? Potenziellen Lesern lässt sich in 175 Wörtern viel mehr vermitteln, als es so eine Stufe auf einer Skala jemals könnte. Überhaupt ist die Fünf-Sterne-Skala bei Bewertungen erst seit wenigen Jahrzehnten gebräuchlich. Bei Filmkritiken taucht sie zwar schon in den 1950er-Jahren

gelegentlich auf, bei der Bewertung von Hotels aber erst seit 1979, und bei Büchern kam sie kaum zum Einsatz, bis Amazon seine Kundenbewertungen einführte.

Dabei ist die Fünf-Sterne-Skala eigentlich gar nicht für Menschen gedacht; sie dient Datensammelsystemen und wurde daher erst im Internet-Zeitalter Standard. Künstliche Intelligenzen tun sich schwer damit, aus einer Buchrezension mit 175 Wörtern Schlüsse über die Qualität des Werks zu ziehen – Bewertungssterne sind für Computer dagegen ideal.

Es liegt nahe, meine Labyrinthitis symbolisch zu deuten: Die Gleichgewichtsstörung traf mich so verheerend, weil es meinem Leben an Gleichgewicht fehlte. Einen Monat lang hatte ich entlang einer schnurgeraden Linie einen Weg gebahnt und musste nun erfahren, dass es im Leben keine einfachen Pfade gibt – nur verwirrende, in sich selbst verschlungene Labyrinth. Selbst jetzt gestalte ich diese Einleitung wie einen Irrgarten und kehre an Orte zurück, die ich eigentlich schon hinter mir gelassen zu haben glaubte.

Aber genau diese Versinnbildlichung der Krankheit ist es, gegen die ich in meinen Romanen *Schlaft gut, ihr fieser Gedanken* und *Das Schicksal ist ein mieser Verräter* angeschrieben habe, und ich hoffe, dass Zwangsstörungen und Krebs dort nicht als Kämpfe dargestellt werden, die es zu gewinnen gilt, oder als symbolische Ausprägungen von Charakterschwächen und dergleichen, sondern als Erkrankungen, mit denen man leben muss, so gut es einem eben möglich ist. Ich habe nicht Labyrinthitis bekommen, weil das Universum mir eine Lektion über Gleichgewicht erteilen wollte. Deshalb versuchte ich, damit zu leben, so gut es mir möglich war. Sechs Wochen später ging es mir deutlich besser, aber ab und zu habe ich immer noch Schwindelanfälle, die mir Angst einjagen. Seither weiß ich mit neuer, tiefer Gewissheit, dass das Bewusstsein eine flüchtige und unsichere Angelegenheit ist. Es ist keine Metapher, wenn man behauptet, das menschliche Leben sei ein Balanceakt.

Als es mir wieder besserging, fragte ich mich, was ich mit dem Rest meines Lebens tun sollte. Ich fing

wieder an, dienstags ein Video zu drehen und mit meinem Bruder den wöchentlichen Podcast zu produzieren, aber ich schrieb nicht. Eine so lange Zeitspanne ohne den Versuch, für Publikum zu schreiben, wie in jenem Herbst und Winter, hatte es nicht mehr gegeben, seit ich 14 war. Ich glaube, dass mir das Schreiben fehlte, aber auf die Art, wie einem jemand fehlt, den man früher mal geliebt hat.

Ich ließ *Booklist* und Chicago 2005 hinter mir, weil meine Frau Sarah in New York an der Graduate School angenommen wurde. Nach ihrem Abschluss zogen wir nach Indianapolis, wo Sarah am Indianapolis Museum of Art eine Stelle als Kuratorin für zeitgenössische Kunst antrat. Seither leben wir hier.

Bei *Booklist* habe ich so viel gelesen, dass ich mich nicht mehr erinnern kann, wann mir das Wort Anthropozän zum ersten Mal begegnet ist, es muss aber um 2002 gewesen sein. Der Begriff Anthropozän ist die vorgeschlagene Bezeichnung für das gegenwärtige geologische Zeitalter, in dem der Mensch den Planeten

und seine Biodiversität grundlegend verändert hat. Nichts ist menschlicher als die Selbstverherrlichung menschlicher Leistungen, aber unser Einfluss auf die Erde ist im 21. Jahrhundert schlichtweg gewaltig.

Mein Bruder Hank, ursprünglich Biochemiker, hat es mir einmal so erklärt: Für einen Menschen, sagte er, sind andere Menschen das größte Problem. Du bist ihnen gegenüber ungeschützt und gleichzeitig von ihnen abhängig. Jetzt stell dir mal vor, du wärst im 21. Jahrhundert ein Fluss, eine Wüste oder ein Eisbär. Dein größtes Problem *sind immer noch Menschen*. Du bist ihnen gegenüber immer noch ungeschützt und immer noch von ihnen abhängig.

Hank begleitete mich im Herbst 2017 auf der Lese-reise, und auf den langen Fahrten zwischen den Städten vertrieben wir uns die Zeit damit, uns gegenseitig mit absurden Google-Nutzer-Bewertungen der Orte an unserer Strecke zu überbieten. Ein User namens Lucas vergab beispielsweise für den Badlands-Nationalpark einen Stern. »Nicht genug Berg«, vermeldete er.

Seit meinen Jahren als Buchrezensent waren alle zu

Rezensenten geworden; alles und jedes musste sich inzwischen Bewertungen unterziehen. Die Fünf-Sterne-Skala wurde nicht nur an Bücher und Filme angelegt, sie galt auch für öffentliche Toiletten und Hochzeitsfotografen. Das Medikament, das ich gegen meine Zwangsstörung nehme, hat auf drugs.com mehr als 1100 Bewertungen erhalten – mit der Durchschnittsnote 3,8. Eine Szene der Verfilmung von *Das Schicksal ist ein mieser Verräter* wurde auf einer Parkbank in Amsterdam gedreht; auch diese Bank hat inzwischen Hunderte von Google-Bewertungen. (Mein Favorit, mit drei vergebenen Sternen, lautet in Gänze: »Es ist eine Bank.«)

Hank und ich staunten nicht schlecht über die allgegenwärtige Präsenz von Bewertungen nach der Fünf-Sterne-Skala, und ich erzählte ihm von meiner mehrere Jahre alten Idee, eine Rezension über Kanadagänse zu schreiben.

Hank sagte: »Das Anthropozän ... REZENSIERT.«

Tatsächlich hatte ich schon 2014 einige solcher Rezensionen geschrieben – die über Kanadagänse und auch

die über Diet Dr Pepper. Anfang 2017 schickte ich diese Texte an Sarah und fragte, was sie davon hielt.

In meinen Buchkritiken kam das Wort »ich« nicht vor. Ich sah mich als unbeteiligten, von außen beschreibenden Beobachter. Daher waren auch meine ersten Rezensionen über Diet Dr Pepper und Kanadagänse in der dritten Person geschrieben, gewissermaßen als Sachtextversion einer Geschichte aus der Sicht eines allwissenden Erzählers. Sarah las sie und merkte an, dass es im Anthropozän keine unbeteiligten Beobachter gibt – nur Beteiligte. Wenn jemand eine Rezension schreibt, erklärte sie, dann schreibt er eigentlich eine Art Lebensbericht – hier ist, was *ich* beim Essen in diesem Restaurant oder beim Schneiden *meiner* Haare bei diesem Friseur erlebt habe. Ich hatte 1500 Wörter über Diet Dr Pepper geschrieben, ohne meine anhaltende und zutiefst persönliche Vorliebe für Diet Dr Pepper auch nur ein einziges Mal zu erwähnen.

Etwa um die Zeit, als ich allmählich wieder ins Gleichgewicht kam, las ich auch wieder das Werk meiner guten Freundin und Mentorin Amy Krouse Rosen-

thal, die einige Monate zuvor gestorben war. Sie hatte einmal geschrieben: »An alle, die herauszufinden versuchen, was sie mit ihrem Leben anstellen sollen: ACHTET DARAUF, WORAUF IHR ACHTET. Das ist im Grunde alles, was ihr wissen müsst.« Meine Aufmerksamkeit hatte sich so zersplittert, und meine Welt war so laut geworden, dass ich nicht mehr auf das achtete, worauf ich achtete. Als ich mich dann den Rezensionen widmete, wie es Sarah vorgeschlagen hatte, da kam es mir zum ersten Mal seit Jahren so vor, als versuchte ich zumindest, darauf zu achten, worauf ich achtete.

Dieses Buch nahm seinen Anfang als Podcast, in dem ich einige Widersprüche der menschlichen Existenz, so wie ich sie erlebe, aufzeigen wollte. Wie können wir beispielsweise so mitfühlend und gleichzeitig so grausam sein, so hartnäckig und gleichzeitig so mutlos? Vor allem aber wollte ich die Widersprüchlichkeit menschlicher Macht verstehen: Einerseits sind wir viel zu mächtig, andererseits bei weitem nicht mächtig genug. Wir sind zwar in der Lage, das Klima und die

Biodiversität der Erde radikal zu verändern, aber nicht mächtig genug, um zu entscheiden, *wie* wir sie verändern. Wir sind in der Lage, die Atmosphäre unseres Planeten zu verlassen, aber wir sind nicht mächtig genug, denjenigen, die wir lieben, Leid zu ersparen.

Ich wollte auch über gewisse Punkte schreiben, an denen sich mein bescheidenes Leben und die gewaltigen Kräfte des Anthropozäns berühren. Anfang 2020 – ich schrieb seit zwei Jahren für den Podcast – tauchte allerdings eine gewaltige Kraft auf, in Form eines neuartigen Coronavirus. Seit damals schreibe ich über das Einzige, über das zu schreiben mir möglich ist. Mitten in der Krise – es ist inzwischen April 2021 und ich stecke immer noch mittendrin – finde ich vieles, das zu fürchten und zu beklagen ist. Ich sehe aber auch, dass Menschen zusammenarbeiten, dass sie teilen und weitergeben, was wir gemeinsam lernen, und ich sehe Menschen zusammenarbeiten bei der Versorgung Kranker und Gefährdeter. Selbst in der Trennung sind wir einander verbunden. Wie Sarah mir sagte, gibt es keine Beobachter; nur Beteiligte.

Am Ende seines Lebens sagte der große Bilderbuchautor und Illustrator Maurice Sendak auf *National Public Radio* in der Sendung *Fresh Air*: »Ich weine viel, weil mir Menschen fehlen. Ich weine viel, weil sie sterben und ich sie nicht festhalten kann. Sie verlassen mich, und ich liebe sie noch mehr.«

Er sagte: »Während ich älter und älter werde, wird mir klar, dass ich in die Welt verliebt bin.«

Ich habe mein ganzes bisheriges Leben gebraucht, um mich in die Welt zu verlieben, aber seit ein paar Jahren kann ich es selbst spüren. Wenn man sich in die Welt verliebt, heißt das nicht, dass man über das Leiden hinwegsieht, sei es nun menschlicher oder anderer Art. Sich in die Welt zu verlieben bedeutet für mich, zum Nachthimmel aufzublicken und zu spüren, wie der Verstand angesichts der Schönheit und Ferne der Sterne ins Schwimmen gerät. Es bedeutet, unsere Kinder an uns zu drücken, wenn sie weinen, oder zuzusehen, wenn im Juni die Platanen austreiben. Wenn mein Brustbein schmerzt, wenn sich mein Hals zusammenzieht und wenn mir Tränen in die Augen schießen,

dann will ich diese Gefühle nicht an mich heranlassen. Ich möchte sie ironisch abwehren und auch sonst nichts unversucht lassen, damit ich sie nicht direkt spüre. Wir alle wissen, wie das Lieben endet. Ich möchte mich aber trotzdem in die Welt verlieben, möchte, dass sie meine Schale aufbricht. Solange ich hier bin, möchte ich alles spüren, was es zu spüren gibt.

Sendak beendete das Gespräch mit den letzten Worten, die er öffentlich äußerte: »Lebe dein Leben. Lebe dein Leben. Lebe dein Leben.«

Dies ist mein Versuch, es zu tun.

TEDDYBÄREN

Das englische Wort *bear* geht zurück auf das germanische *bero*, was so viel wie »der Braune« oder »das braune Ding« bedeutet. In manchen skandinavischen Sprachen leitet sich das Wort für Bär vom Begriff »Honigesser« ab. Viele Sprachwissenschaftler halten diese Namen für Stellvertreter, die entstanden, weil das Aussprechen oder Schreiben des Wortes Bär tabu war. So wie in der Zauberwelt von Harry Potter niemand »Voldemort« aussprechen soll, benutzten wohl auch die Nordeuropäer den eigentlichen Begriff für Bär lieber nicht – wahrscheinlich weil sie fürchteten, das Wort würde einen leibhaftigen Bären heraufbeschwören. Wie auch immer, das Tabu wirkte so durchschlagend, dass uns heute nur noch das Ersatzwort bleibt. Im Grunde nennen wir das Tier »Du weißt schon wer«.

Dabei sind wir Menschen seit langem eine deutlich größere Gefahr für Bären als sie für uns. Jahrhunderte lang quälten Europäer Bären mit einer Praxis namens

Bärenhatz. Dabei kettete man die Tiere an einen Pfahl und hetzte Hunde auf sie, bis die Bären verletzt oder tot waren, oder man ließ sie im Ring bis zum Tod gegen einen Stier kämpfen. Im englischen Königshaus war man ganz versessen auf solche Sachen: Heinrich VIII. ließ im Whitehall-Palast eigens eine Bärengarbe ausheben.

Selbst bei Shakespeare finden sich Hinweise auf die Bärenhatz; Macbeth klagt, seine Feinde »banden mich an den Pfahl, fliehn kann ich nicht, / Muß wie der Bär der Hatz entgegenkämpfen«. Die Textstelle ist besonders interessant, da die großen Raubtiere zu Shakespeares Zeit in England möglicherweise seit eintausend Jahren ausgerottet waren, wahrscheinlich durch Überjagung. Der Hatz »wie der Bär entgegenkämpfen« kann sich nicht auf das Verhalten des Tieres in freier Wildbahn beziehen, sondern nur auf die Gewalt, der die Bären in einem von Menschen inszenierten Spektakel ausgesetzt waren.

Viele Zeitgenossen betrachteten die Bärenhatz als »grob und schändlichen Zeitvertreib«, wie es der

Chronist John Evelyn nannte, meist allerdings bezogen sich die Einwände nicht auf die grausame Behandlung der Tiere. »Der Puritaner hasste die Bärenhatz nicht, weil sie dem Bären Schmerzen, sondern den Zuschauern Vergnügen bereitete«, schrieb Thomas Babington Macaulay.

Es wäre also falsch, unsere Überlegenheit dem Bären gegenüber als verhältnismäßig neues Phänomen hinzustellen. Trotzdem ist es doch merkwürdig, dass unsere Kinder heute mit einer ausgestopften Variante eines Tieres kuscheln, dessen Namen wir vor nicht allzu langer Zeit nicht einmal auszusprechen wagten.

Die Geschichte des Teddybären geht normalerweise so: Im November 1902 ging US-Präsident Theodore »Teddy« Roosevelt in Mississippi auf Bärenjagd, ein Zeitvertreib ganz nach dem Geschmack eines Teddy Roosevelt. Stundenlang hetzten die Hunde der Jagdgesellschaft einen Bären, bis Roosevelt schließlich aufgab und zum Mittagessen ins Lager zurückkehrte.

Während der Präsident tafelte, blieb sein Jagdführer für diesen Tag, ein Mann namens Holt Collier, dem

Bären weiter auf der Spur. Collier war in Mississippi als Sklave zur Welt gekommen und wurde nach der Befreiung zu einem der fähigsten Reiter der Welt. (Außerdem tötete er im Lauf seines Lebens 3000 Bären.) Während Roosevelts Abwesenheit trieben die Hunde den Bären in die Enge. Collier rief den Präsidenten mit einem Hornsignal herbei, aber noch bevor dieser eintraf, musste Collier den Bären mit einem Gewehrkolben schlagen, da dieser einen der Hunde biss.

Als der Präsident schließlich auftauchte, war der benommene Bär bereits an einen Baum gefesselt. Roosevelt weigerte sich, ihn zu erschießen, denn das fand er unsportlich. Die Nachricht vom Mitgefühl des Präsidenten verbreitete sich im ganzen Land, vor allem infolge einer Karikatur des Ereignisses von Clifford Berryman in der *Washington Post*. Der Bär ist dort als unschuldiges Jungtier dargestellt, mit rundem Gesicht und großen Augen, die Roosevelt demütig flehend anblicken.

Morris und Rose Michtom, russische Einwanderer, die in Brooklyn lebten, sahen die Karikatur und schu-

fen daraufhin eine ausgestopfte Version des Bärenjungen, die sie »Teddy's Bear« nannten. Den stellten sie ins Schaufenster ihrer Süßwarenhandlung, wo er sofort zur Attraktion wurde. Interessanterweise stellte etwa zur selben Zeit ein Unternehmen in Deutschland einen sehr ähnlichen Teddybären her – beide Firmen hatten damit enormen Erfolg. Die Spielwarenfabrik Steiff in Giengen an der Brenz war einige Jahrzehnte zuvor von Margarete Steiff gegründet worden, und ihr Neffe Richard entwarf den Steiff-Teddy. Im Jahr 1907 verkauften sie jährlich fast eine Million Exemplare. Im selben Jahr gründeten die Michtoms mit den Erlösen der verkauften Teddybären Ideal Toys, ein Unternehmen, das im 20. Jahrhundert eine große Zahl beliebter Spielzeuge produzieren sollte, vom ersten dreidimensionalen Brettspiel Mouse Trap bis zum Rubik's Cube.

Die Teddybären von heute sehen denen von 1902 noch ziemlich ähnlich – braunes Fell, dunkle Augen, ein rundes Gesicht und eine niedliche kleine Schnauze. Als ich klein war, kam ein sprechender Kuschelbär namens Teddy Ruxpin in Mode, aber mir gefiel an Teddy-

bären eigentlich ganz besonders, dass sie schwiegen. Sie forderten nichts von mir und verurteilten mich nicht für meine Gefühlsausbrüche. Besonders lebhaft erinnere ich mich an meinen zehnten Geburtstag. Nach einer anstrengenden Feier verkroch ich mich in meinem Zimmer und kuschelte mich an einen Teddybären, aber irgendwie funktionierte es nicht. Was auch immer mich sonst an diesem weichen, stillen Wesen getröstet hatte, es wirkte nicht mehr. Ich weiß noch gut, wie mir durch den Kopf ging, jetzt würde ich nie wieder ein Kind sein, nicht wirklich, und ich spürte zum ersten Mal diese unbändige Sehnsucht nach dem Ich, das nun für immer unerreichbar bleiben würde. Sarah Dessen schrieb einmal, Zuhause sei »kein Ort, sondern ein Augenblick«. Zuhause ist ein Teddybär, aber nur ein ganz bestimmter, zu einer ganz bestimmten Zeit.

Seit dem Auftritt des Teddy sind die von uns erdachten Bären immer niedlicher und knuddeliger geworden. Winnie-the-Pooh erschien 1926 auf der Bildfläche (sein deutsches Pendant Pu der Bär 1928); Paddington Bear 1958 (auf Deutsch 1968). Im Jahr 1981 tauchten als

ultimative unbedrohliche bärenhafte Freunde schließlich die Care Bears auf, deren deutsche Kollegen zunächst allen Ernstes als »Hab-Dich-lieb Bärchis« vermarktet wurden, später dann als »Die Glücksbärchis«. Protagonisten wie Funshine Bear und Love-a-lot Bear spielten die Hauptrollen in aufdringlich zuckersüßen Bilderbüchern mit Titeln wie *Caring Is What Counts* und *Your Best Wish Can Come True*.

Im Allgemeinen sah man Bären insbesondere unter uns Stadtbewohnern immer mehr so, wie Roosevelt sie vermeintlich sah – als bemitleidenswerte, schutzbedürftige Kreaturen. Wenn ich beim Verlassen des Zimmers mal das Licht nicht ausschalte, ruft mir meine Tochter häufig »Papa, die Eisbären!« hinterher, weil man ihr beigebracht hat, dass wir den Lebensraum dieser Tiere retten können, wenn wir durch Stromsparen unseren CO₂-Fußabdruck minimieren. Sie hat keine Angst vor Eisbären; sie hat Angst, sie könnten aussterben. Die Tiere, die uns einst terrorisiert, und die wir dann selbst lange Zeit terrorisiert haben, gelten nun als schwach und verletzlich. Wie viele andere Geschöpfe auf

der Welt ist auch der mächtige Bär von uns abhängig geworden. Sein Überleben hängt von unserem Weitblick und unserem Mitgefühl ab, genau wie jener Bär in Mississippi, der auf Roosevelts Milde angewiesen war.

Damit ist der Bär zum Sinnbild für den erstaunlichen Einfluss der heutigen Menschheit geworden. Es ist kaum zu fassen, wie dominant unsere Art geworden ist. Das zu verstehen, dabei hilft mir manchmal schlicht, die Masse zu betrachten. Die derzeit lebenden Menschen bringen es zusammengenommen auf etwa 385 Millionen Tonnen. Wale, Tiger, Affen, Hirsche, Bären und, ja, auch die Kanadagänse wiegen insgesamt nicht einmal ein Drittel davon.

Entscheidend für das Überleben vieler Großtiere im 21. Jahrhundert ist, ob sie für den Menschen einen Nutzen haben. Haben sie den nicht, ist es das Zweitbeste, niedlich auszusehen. Sie brauchen ein ausdrucksvolles Gesicht, im Idealfall mit großen Augen. Ihre Babys müssen uns an unsere eigenen Babys erinnern. Etwas an ihnen muss uns ein schlechtes Gewissen machen dafür, dass wir sie ausrotten.

Kann niedliches Aussehen eine Spezies retten? Ich habe da so meine Zweifel. Meist wird bei der Geschichte über den Ursprung des Teddybären der Teil ausgespart, der damals folgte. Gleich nachdem sich Roosevelt so sportsmännisch geweigert hatte, dem Bären den Gnadenschuss zu geben, befahl er einem Jagdhelfer, dem Tier die Kehle durchzuschneiden, um es von seinem Leiden zu erlösen. Damals rettete man keine Bären. Heute sind in Mississippi weniger als 50 Bären übrig. Weltweit werden dagegen mehr Teddybären verkauft denn je.

Ich gebe den Teddybären zweieinhalb Sterne.

**Neugierig, wie viele Sterne »Fremde googlen«
oder »Super Mario Kart« wohl bekommen?
Dann gleich weiterlesen in:**

320 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book
Erscheint am 18. Mai 2021



John Green verbindet sein eigenes Leben mit den großen Fragen der Menschheit: Was hat ein Teddybär mit Macht und Ohnmacht zu tun oder das Googeln mit unserer Endlichkeit? Mit seinem Blick für Seltsames, Wichtiges und Überraschendes bewertet John Green die menschengemachte Gegenwart auf einer Skala von 1 bis 5.

***Wie hat Ihnen das Anthropozän bis jetzt gefallen?* erzählt mit großer Leichtigkeit von unserer Lebenswirklichkeit und den existenziellen Erfahrungen des Menschseins.**